

1. Juli

Bewahre, mein Sohn, das Gebot deines Vaters,
und verwirf nicht die Lehre deiner Mutter! Sprüche 6,20

Die richtige Entscheidung

Es war am Anfang der langen Ferien, als Herr David, ein Freund meines Vaters, zu Besuch zu uns kam und bat, dass ich ihn zu seinem Haus begleiten möchte. Ich freute mich sehr, eine Zeit lang aufs Land gehen zu können. Die Reise war sehr schön, und als wir in Herrn Davids Wohnung ankamen, sah alles danach aus, als ob ich hier eine prächtige Zeit verbringen würde. Fritz David, ein Junge ungefähr in meinem Alter, nahm mich bei der Hand und bald erschien mir die ganze Familie wie alte Bekannte. „Das wird eine schöne Ferienzeit werden“, sagte ich mir wiederholt im Laufe des Abends, als wir uns mit Unterhaltungsspielen und Rätselraten beschäftigten und in heiterer Stimmung lachten und scherzten.

Endlich sagte Herr David, dass es nun bald Bettzeit sei. Ich erwartete eine Familienandacht, wir wurden aber bald darauf ohne diese auf unsere Schlafzimmern geschickt. Das kam mir sehr befremdlich vor, denn ich war bis jetzt noch nie in einen Haushalt gekommen, wo keine Familienandacht gehalten wurde.

„Komm“, sagte Fritz, „Mutter sagt, du und ich werden Schlafkameraden sein“, und ich folgte ihm zwei Treppen hoch in ein niedliches kleines Zimmer. Er öffnete eine Schublade und zeigte mir einen Kasten, ein Schiffchen, Taschenmesser, Pulverhorn, kurz – alle seine Schätze, und erzählte mir dann von allerlei neuen Dingen, welche die Jungen dort so taten. Dann zog er sich seinen Schlafanzug an und sprang direkt ins Bett; ich hingegen hielt mich viel länger dabei auf, denn ein neuer Gedanke war in mir wachgerufen worden.

Als meine Mutter mir unmittelbar vor der Abfahrt des Zuges meinen Koffer gab, sagte sie zärtlich in einem leisen Flüsterton: „Vergiss nicht, mein Sohn, dass du ein Kind Gottes bist.“ Ich verstand sehr gut, was das bedeutete, und nun war die Zeit gekommen, wo diese Worte beachtet werden mussten. Zu Hause hatte ich die Pflichten eines Gotteskindes gelernt; abwesend von dort durfte ich sie nicht versäumen, und eine dieser Pflichten war das Abendgebet. Schon von klein auf hatte ich mir ange-

wöhnt, zu knien und Gott um Jesu willen um Vergebung zu bitten, seine Gnadenerweise anzuerkennen und seinen Schutz und Segen zu erleben.

„Warum kommst du nicht ins Bett, Robert?“, rief Fritz. „Was sitzt du dort so lange?“ Ich fürchtete mich zu beten und auch nicht zu beten; es kam mir vor, als ob ich nicht vor Fritz niederknien könnte. Was würde er dazu sagen? Ganz gewiss würde er lachen. Die Furcht vor Fritz machte mich zum Feigling. Aber ich konnte mich nicht ohne Gebet zur Ruhe legen. Hatte ich den Schutz meines himmlischen Vaters daheim nötig, wie viel mehr hier unter anderen Leuten. Ich hatte allerlei Wünsche, dass ich allein schlafen könnte, dass Fritz einschlafen würde und dies und das; ich weiß kaum, was alles. Aber Fritz wollte nicht schlafen.

Vielleicht gehen Kämpfe wie diese in der Brust eines jeden vor sich, der zum ersten Mal das elterliche Haus verlässt und anfängt, für sich selbst zu handeln. Davon, wie er die Frage entscheidet, mag sein Charakter für Zeit und Ewigkeit abhängen. Für mich war es ein hartnäckiger Kampf. Auf den Ruf von Fritz hin: „Komm ins Bett, Robert, komm endlich ins Bett!“, raffte ich endlich genug Mut zusammen, um zu sagen: „Ich werde erst niederknien und beten – das ist immer meine Gewohnheit gewesen.“ „Beten?“, sagte Fritz, drehte sich auf seinem Kissen um und ließ kein weiteres Wort von sich hören. Sein höfliches Benehmen beschämte mich. Ich fürchtete mich vor ihm, und doch, als er meine Wünsche kannte, wurde er still und überließ mich ganz meiner Andacht. Wie dankbar war ich doch, dass die Pflicht und das Gewissen den Sieg behielten.

Dies gab meinem zukünftigen Leben die entscheidende Richtung. Es verlieh mir Kraft für kommende Zeiten. Ich glaube, dass diese Entschlossenheit als junger Christ unter Gottes Segen mich zu einem erwachsenen Christen heranreifen ließ, denn in späteren Jahren befand ich mich in Prüfungen und Versuchungen, die mich von Gott und dem Weg der Tugend abgebracht hätten, wäre es nicht aufgrund meiner festen Gewohnheit des Gebets verhindert worden.

Jedes Kind, das gläubige Eltern hat, denke darüber nach: Du bist mit christlichen Pflichten und Grundsätzen erzogen worden. Wenn du das elterliche Haus verlässt, so lass diese nicht zurück. Trage sie mit dir und halte an ihnen fest, wo du auch sein



magst und wenn Versuchungen kommen, wirst du erfahren, dass diese Grundsätze dir helfen können. Durch das Ablegen der Gewohnheiten des Elternhauses in jungen Jahren geraten viele auf Abwege und leben dann auch im Erwachsenenalter ohne Hoffnung und ohne Gott in der Welt.

Fragen:

1. Warum fürchtete sich der Junge, am Abend zu beten?
2. Welche Entscheidung traf er zuletzt?
3. Wer kann uns helfen, immer die richtige Entscheidung zu treffen?

2. Juli

Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören?
Der das Auge gebildet hat, sollte der nicht sehen? Psalm 94,9

Wie Hansli die Hilfe Gottes erlebte

„Hansli! Hansli!“ Von weitem hörte der kleine achtjährige Hans den Ruf seiner Mutter und ohne seinen Spielkameraden eine Erklärung zu geben, lief er flink wie ein Wiesel nach Hause. Er hatte vor seiner Mutter einen gewaltigen Respekt, denn sie hatte eine lockere Hand und ihre Schläge taten sehr weh.

„Hier bin ich, Mutter!“, rief Hansli schon von weitem und bald stand er auch mit rotglühenden Wangen und außer Atem vor ihr. „Du musst einkaufen gehen. Zwei Pfund Zucker, ein halbes Pfund Kaffee, ein Pfund Erbsen und ein Stück Kernseife. Hier hast du fünf Mark.“

Mit dem Einkaufskorb am Arm schlenderte Hansli die Dorfstraße entlang. „Zwei Pfund Zucker, ein Pfund, ach nein, ein halbes Pfund Kaffee, ein Pfund Erbsen, ein Stück Kernseife“, wiederholte er unterwegs murmelnd. Der schwere Auftrag konnte ihn aber doch nicht abhalten, unter den Bäumen des Bauern Lindemann nach saftigen Birnen zu suchen.

Beim Kaufmann angekommen, haspelte Hansli seinen auswendig gelernten Spruch herunter. „Zwei Pfund Zucker, ein Pfund, ach nein, ein halbes Pfund Kaffee, ein Pfund Erbsen und ein Stück Kernseife.“ Er war ganz stolz, dass er alles so gut behalten hatte. Das war nicht immer der Fall, besonders dann nicht, wenn die Dorfstraße zu viel Ablenkung bot.

Aber etwas vergaß er doch. Als die eingekauften Sachen im Korb verstaut und die Bonbons in Empfang genommen waren, wollte er gehen. „Halt, Kleiner, das Zahlen nicht vergessen. Deine Mutter hat dir doch sicher Geld mitgegeben.“ Hansli durchfuhr ein heißer Schreck. Das Geld! Sicher hatte ihm seine Mutter Geld mitgegeben! Ein Fünfmärkstück war es gewesen. Aber wo war das? Er stellte seinen Korb auf den Boden und durchsuchte alle Taschen, leerte sie aus, stülpte sie um, doch das Geldstück konnte er nicht finden. „Ich habe das Geld daheim liegen gelassen“, erklärte Hansli schließlich, war aber dabei nicht sehr zuversichtlich. „Nun, dann bringst du es mir morgen“, sagte der Kaufmann gutmütig.



Langsam schlich Hansli heimwärts. Die Augen waren an den Boden geheftet. Ihm war gar nicht wohl zumute. Hatte er das Geldstück verloren? Nein, das war doch nicht möglich! Immer zuversichtlicher redete er sich ein, dass er das Geld daheim auf dem Tisch liegen gelassen hatte und schließlich war er fest davon überzeugt. Zur Vorsicht suchte er aber unter den Bäumen des Bauern Lindemann nochmals nach Birnen, in der stillen Hoffnung, dass er statt einer Birne das vermisste Fünfmärkstück findet.

Als Hansli heimkam, merkte die Mutter sofort, dass etwas nicht in Ordnung war. „Was ist mit dir los, Junge?“, fragte die Mutter barsch. Sie konnte den scheuen Jungen nicht gut leiden, zumal sie nur die Stiefmutter war und die Gottesliebe nicht in ihrem Herzen wohnte. Zaghafte antwortete Hansli: „Mutter, ich habe das Geld hier liegen gelassen. Ich hatte es nicht, als ich zum Kaufmann kam.“ „Was, du hast das Geld hier liegen gelassen? Ich habe es dir doch in die Hand gegeben! Verloren hast du es und lügst mich jetzt an!“, schrie die zornig gewordene Mutter. „Geh’ und suche das Geld und wenn du es nicht findest, das sage ich dir, dann machst du wieder mit dem Stock Bekanntschaft, du nichtsnutziger Bengel!“

Scheu schlich Hansli zur Küche hinaus. Fünf Mark verloren! Wie und wo sollte er sie suchen? Und dann – wenn er sie nicht fand – die Stockschläge, die so entsetzlich wehtaten, dass er immer ein paar Tage nicht mehr sitzen konnte. Ach, diese Angst! Sie schnürte ihm die Kehle zu,

dass er fast ersticken musste. – Konnte ihm denn keiner helfen? Hansli wusste niemanden. Doch, ja, einer vielleicht. Wie wär's, wenn er seine Not dem lieben Gott klagen würde? Hatte er von dem nicht gehört, dass er alles sähe und alles wisse? Ja, so war es. Der liebe Gott müsste doch ganz genau wissen, wo das verlorene Fünfmarkstück liegt, und es würde ihm ein leichtes sein, ihn, den kleinen Hansli, dahin zu führen.

Im Holzschuppen hatte Hansli seinen Winkel, in den er immer kroch, wenn er mit sich selber etwas auszumachen hatte. Hier verkroch er sich auch jetzt. Er kniete nieder und von wildem Schluchzen unterbrochen, betete er: „Ach – lieber Gott – bitte, bitte – zeige mir doch – wo das verlorene Geld ist. Amen.“

Etwas getröstet machte sich Hansli nun auf den Weg. Langsam, ganz langsam ging er die Dorfstraße entlang und ließ seine Augen suchend hin und hergleiten. Da – o Schreck – wer kam da die Dorfstraße herunter? Der Vater war's! Hansli hätte am liebsten Reißaus genommen, aber es war schon zu spät und seine Füße waren wie gelähmt. „Was machst du denn hier, Junge?“, fragte er Hansli unfreundlich. Seit dem Tod seiner ersten Frau hatte er für seinen Jungen nichts mehr übrig. „Ich habe – habe – Geld – verloren“, stieß Hansli schluchzend hervor. „Na, wie viel denn?“ „Fünf – fünf – Mark.“ „Na, dann nur los und such, sonst kriegst du für fünf Mark mit dem Stock. Ich werde dich dann lehren, das nächste Mal aufzupassen“, sagte der Vater zu ihm und ging weiter nach Hause.

Ein Jammerschrei riss sich von der gequälten Seele Hanslis los. Wollte und konnte ihm denn gar niemand helfen, auch der liebe Gott nicht? Nun drohte ihm auch noch der Vater mit dem Stock, wie sollte das bloß noch werden? Er blieb erstmal stehen und weinte sich aus. Es kamen Nachbarn vorbei und fragten ihn, was ihm fehle. Wenn er aber eine Antwort geben wollte, übermannte ihn jedes Mal das Schluchzen aufs Neue. Kopfschüttelnd gingen sie weiter und mancher murmelte: „Armer Kerl!“

Als dem Hansli die Tränen versiegten, flehte er noch einmal: „Ach, lieber Gott, bitte, bitte, hilf mir doch, das Geld zu finden.“ Gerade wollte er weiter gehen. Da – was war das? – Vor ihm im Staub lag ein Fünfmarkstück! Ja, wahrhaftig, hier vor ihm lag es und glänzte und lachte ihn an! Zaghaft bückte er sich, in Sorge, es könnte plötzlich wieder verschwinden. Scheu hob er es auf, hielt es in der offenen Hand und streichelte mit seinen tränenfeuchten Fingern zärtlich darüber. Es war ein Fünfmarkstück! Sein Fünfmarkstück!! „Oh, du guter, lieber Gott, nun hast du mir ja doch geholfen und hast mich mein Geld finden lassen. Ich danke dir

dafür!“ Glückstrahlend eilte Hansli zum Kaufmann und erzählte diesem eifrig, wie ihm der liebe Gott geholfen hatte, sein verlorenes Geld wiederzufinden. Freundlich hörte dieser ihm zu und sagte dann:

„Ja, merk’ dir’s nur, Hansli: Das Beten ist immer zu etwas nütze.“

Auch daheim wollte Hansli sein Glück und seine Freude verkünden, fand hier aber kein offenes Ohr. Man unterbrach ihn unwirsch und forderte ihn auf, ruhig zu sein.

Aus dem Hansli ist schon lange ein Hans geworden. Er hat es aber bis auf den heutigen Tag nicht vergessen, wie der liebe Gott ihm aus dieser Not geholfen hat. Er hat viel darüber nachgegrübelt, wie es möglich gewesen ist, dass auf einmal das Fünfmärkstück vor ihm lag. Er hat bis heute dafür keine befriedigende Erklärung finden können und so bleibt es für ihn fest bestehen: Gott hat Hanslis große Not barmherzig angesehen, sein Gebet angehört und wunderbar erhört.

Fragen:

1. Was sollte Hansli machen?
2. Was entdeckte er, als er bezahlen wollte?
3. Wie hat Hansli das Geld gefunden?

3. Juli

Wenn ihr aber bitteren Neid und Selbstsucht in eurem Herzen habt, so rühmt euch nicht und lügt nicht gegen die Wahrheit! Jakobus 3,14

So tun, als ob ...

„Gehst du heute mit schwimmen, Rosmarie?“, ruft Erika ihrer Schulkameradin zu. Hanne und Else bestürmen die Freundin ebenfalls: „Komm mit, sonst fehlst du in unserem Quartett, und wer weiß, wie lange das Wetter noch so schön ist.“ „Ja, das weiß man eben nicht“, denkt Rosmarie. Aber sie weiß, dass übermorgen die Urlaubsreise mit den Eltern beginnt und vorher zu Hause noch viel zu tun ist. Doch sie verspricht mitzukommen, wenn sie darf.

„Mutter, es ist ja sooo heiß! Darf ich nicht schwimmen gehen? Die anderen dürfen auch alle!“ Mit diesen Worten stürmt Rosmarie in die

Küche. Die Mutter überlegt. Am liebsten würde sie ja auch mitgehen, doch sie hat noch viel Arbeit im Garten und mit den Vorbereitungen für die Reise. Ihre Älteste sollte dabei heute Nachmittag eigentlich helfen. „Kind“, sagte sie, „wir müssen heute noch viel tun. Aber du kannst vorher ins Freibad gehen, wenn du mir versprichst, um vier Uhr zurück zu sein.“ Jubelnd fällt Rosmarie der Mutter um den Hals. Sie verspricht hoch und heilig, keine Minute später zu kommen.

Wunderbar ist es im Wasser. Die Mädchen möchten gar nicht mehr raus. Plötzlich hört Erika etwas von einem Wettschwimmen der Nachbarschule. Zwei andere Mädchen erzählen sich davon. Sie spitzt die Ohren und erfährt, dass dieser Wettkampf um vier Uhr sein soll. Das muss man doch gesehen haben! Sofort werden die Freundinnen informiert. Ein guter Platz zum Zuschauen wird ausgesucht und bei Rosmarie ist jeder Gedanke an zu Hause verschwunden.

Auf einmal ist es aber mit der Harmonie des Quartetts zu Ende. Keiner weiß so recht, wie es kam, aber sie haben Streit. Rosmarie wollte nicht wie die anderen und die anderen wollten nicht immer nach ihrer Pfeife tanzen. Da war sie mal wieder, wie üblich, beleidigt. Und als Hanne dann auch noch sagte: „Sei doch nicht immer gleich eingeschnappt, du Kräutchen-rühr-mich-nicht-an!“, da war es ganz vorbei. Vergessen ist nun die Hitze, vergessen der Schwimmkampf. Trotzig dreht Rosmarie sich um und läuft weg. Sie will ihnen zeigen, dass sie nicht auf die anderen angewiesen ist. Diese ...

Rosmarie zieht sich an und geht nach Hause. Alle Lust ist ihr vergangen. So tritt sie mit einem ganz trotzigem, bitterbösem Gesicht umher.

Unterwegs fällt ihr aber etwas ein. Die Mutter wird bestimmt fragen, warum sie so früh kommt und ob sie sich gezankt haben. Doch das will sie auf keinen Fall zugeben. Da hat sie eine Idee. Sie wird einfach in den Garten gehen und schon anfangen zu jäten. Dann braucht sie wenigstens nichts sagen.

Gedacht – getan. Rosmarie bringt ihr Badezeug schnell in den Schuppen hinter dem Haus und macht sich an die Arbeit.

Als sie nun so dahockt, muss sie doch auf einmal wieder an den verkorksten Nachmittag denken und an den Schwimmkampf, der gleich losgehen wird. Vor Ärger reißt sie in wildem Eifer eine Unkrautpflanze nach der anderen aus der Erde. Sie arbeitet so tüchtig, dass ein Beet schon fast fertig ist, als die Mutter in den Garten kommt.

Doch was soll denn das? Die Mutter hat so frohe Augen, als sie auf Rosmarie zukommt und – steckt ihrem Mädchen ein dickes Stück Schokolade in den Mund. Rosmarie ist es nicht gewöhnt, mitten im Alltag von der Mutter Süßigkeiten zu bekommen. Sie weiß nicht, was sie denken soll.

Aber dann wird ihr ganz unbehaglich zumute. Die Mutter sagt nämlich: „Wie freue ich mich über dich, meine Große! Ich habe durchs Fenster gesehen, als du gekommen bist und auch gemerkt, wie fleißig du gearbeitet hast. Nicht wahr, du wolltest mich überraschen und bist darum früher aus dem Freibad zurückgekommen? Ich bin ja so froh, dass ich mich auf meine Große verlassen kann.“ Ehe Rosmarie sich recht besinnen kann, ist die Mutter schon wieder an ihre Arbeit gegangen.

Doch jetzt ist es mit Rosmaries Arbeitseifer vorbei. Was hat die Mutter gesagt? ‚Du wolltest mich überraschen und bist darum früher aus dem Freibad zurückgekommen‘ – ‚das ist ja nicht wahr‘, ruft eine Stimme in Rosmaries Herzen. Doch leise hört sie auch die andere Stimme: ‚Du hast doch nicht gelogen. Was kannst du dafür, dass deine Mutter das denkt?‘ Verstohlen blickt Rosmarie zu ihrer Mutter hinüber. „Soll ich nicht lieber hingehen und es ihr sagen?“, fragt sie sich. Sie tut es aber doch nicht. Immer wieder hört sie auf die andere Stimme, die ihr zuflüstert: ‚Du brauchst es nicht zu tun. Mutter wird nur wieder traurig, wenn sie es hört und du kannst dich ja jetzt bessern. Das ist viel wichtiger.‘ Mit diesem Gedanken tröstet sich Rosmarie und beginnt wieder, die Unkrautpflänzchen auszupfen. Doch seltsam, immer wenn sie das Unkraut in der Hand hat, muss sie an die letzte Jungscharstunde denken. Tante Ilse hatte bei der Andacht gesagt, dass im menschlichen Herzen immer wieder Unkraut wächst. Das wäre Streit, Neid, Lüge und vieles andere. Rosmarie muss daran denken, dass gerade alle diese Unkrautpflanzen auch in ihrem Herzen wachsen: Streit mit den Freundinnen, Neid auf die anderen, die jetzt dem Schwimmkampf zusehen dürfen und ... „Ach nein, ich habe ja gar nicht gelogen!“, sagt sie leise vor sich hin, „und morgen will ich wieder mit den Freundinnen spielen, damit der Streit aufhört. Ich will jetzt auch nicht mehr neidisch auf sie sein.“ Tatsächlich bringt Rosmarie es fertig, ihre hässlichen Gedanken zu verbannen und sie ist mit sich selbst beinahe ganz zufrieden.

Als Rosmarie später mit ihren Eltern und Geschwistern beim Abendessen zusammensitzt, ist es aber doch auf einmal wieder zu Ende mit ihrer Zufriedenheit. Die Mutter erzählt dem Vater von ihrer ‚guten Tat‘, und auch der Vater lobt sie dafür. Nur noch ganz leise hört sie die Stimme

flüstern: ‚Nun hast du schon die ganze Familie belogen.‘ Da kann sie auf einmal gar nichts mehr essen und wird ganz still.

„Rosmarie, hol mir doch bitte das Kalenderblättchen“, sagt der Vater nach dem Essen. An jedem Abend liest der Vater das Blättchen vor und betet dann mit seiner Familie. Sehr oft hat Rosmarie beim Lesen nicht aufgepasst und kaum hingehört. Auch heute Abend ist sie so mit ihren Gedanken beschäftigt, dass sie das erste gar nicht versteht. Doch auf einmal zuckt sie zusammen: „Lügen ist – nicht die Wahrheit sagen“, hat der Vater gerade gelesen. Dann folgt noch eine genauere Erklärung über das, was die Bibel unter Lügen versteht und dass die Lügner nicht ins Himmelreich kommen. Doch das alles hört Rosmarie nur noch mit halbem Ohr. Sie hat nur einen Gedanken: ‚Dann habe ich also doch gelogen! Ich habe zwar nichts Unwahres gesagt, aber nicht die Wahrheit bekannt. Mein Schweigen war ja auch eine Lüge. Dadurch habe ich ja so getan, als ob ...‘

Weiter kommt sie nicht. Jetzt betet der Vater mit ihnen. Er bittet den Vater im Himmel für all seine Kinder, sie doch vor der Lüge zu bewahren und ihnen zu vergeben, wo eines von ihnen ihn betrübt hat. Rosmaries Herz klopft so laut, dass sie Angst hat, die anderen würden es hören. Ganz genau weiß sie es nun, dass sie vor Gott als Lügnerin dasteht. Nie wieder will sie lügen. Aber dieser Gedanke tröstet sie nicht mehr. Und weil sie ehrlich sein will und ihren Heiland lieb hat, ist sie auch bereit, der Mutter alles zu bekennen. Welch eine Freude fühlt sie dann, als die Mutter beim Gutenachtkuss ihrer Großen sagt: „Wie dankbar bin ich dem Vater im Himmel, dass er dir heute gezeigt hat, was Wahrhaftigkeit ist. Vergiss das nie und bete jeden Tag darum, dass der Herr Jesus dir hilft, ganz bei der Wahrheit zu bleiben.“

Fragen:

1. Bis wann darf Rosmarie im Schwimmbad bleiben?
2. Warum kommt sie früher nach Hause?
3. Warum war Rosmaries Schweigen eine Lüge?



Ergib dein Herz der Unterweisung und neige deine Ohren
zu den Worten der Erkenntnis. Sprüche 23,12

Wie man Gehorsam lernen kann

Paul spielte mit seinem Hund am Ufer des Sees. Es war sehr lustig und interessant. Doch dann warf Paul einen Stock ins Wasser und befahl: „Sultan, bring ihn her! Was habe ich dir gesagt? Jetzt schnell!“

Der Hund wollte auf keinen Fall ins Wasser steigen. Er wandte sich ab, winselte und weigerte sich standhaft, den Stock aus dem See zu holen. Da gab Paul ihm einen Schlag. Sultan schaute seinen kleinen Herrn beleidigt an, winselte, stieg widerwillig ins Wasser und brachte den Stock.

Zu Hause erzählte Paul:

„Stellt euch vor, Sultan war mir ungehorsam! Ich gebe ihm sein Futter, gehe mit ihm spazieren, schüttele seine Decke aus, spiele mit ihm und er will nicht das tun, was ich ihm befehle! Da musste ich ihn schlagen! Hatte ich nicht recht, Mama?“

Die Mutter lächelte.

„Weißt du, ich dachte jetzt an einen kleinen Jungen, den ich versorge, dem ich Bücher und Spielsachen kaufe, ich koche ihm leckeres Essen, erzähle ihm Geschichten. Er aber gehorcht mir nicht immer. Wahrscheinlich muss ich ihn in solchen Fällen auch strafen, wie?“

„Sprichst du von mir, Mama?“, fragte Paul und wurde rot.

„Denkst du?“

„Ja, ich denke, du sprichst von mir“, sagte Paul leise. „Ich liebe Sultan doch ...“



„Ich liebe dich auch, mein Junge. Wenn man aber jemanden liebt, dann ist einem daran gelegen, dass der Geliebte nicht traurig wird, nicht wahr?“

„Ja“, flüsterte Paul.

Im Wort Gottes heißt es: „Die Liebe ist langmütig und gütig, die Liebe beneidet nicht, die Liebe prahlt nicht, sie bläht sich nicht

auf ... sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie erduldet alles.“
(1. Korinther 13,4+7).

Fragen:

1. Was wollte Paul von seinem Hund?
2. Was tat er, als der Hund nicht gehorchte?
3. Was leitete die Mutter daraus ab?

5. Juli

Denn ich bekenne meine Schuld
und bin bekümmert wegen meiner Sünde. Psalm 38,19

Nur treu

Wenn die Schule zu Ende war und die anderen Jungs sich draußen auf der Straße aufhielten und lustige Spiele machten, saß Christoph drinnen im düsteren Weberstübchen und spulte das Garn, von welchem sein Vater am Webstuhl lange Stücke webte. Beim Spulen fiel mancher verstohlene Blick hinaus auf die Straße, wo seine Kameraden sich ihres Lebens freuten, denn Christoph wäre auch gerne dabei gewesen und hätte sich unter Gottes freiem Himmel die Zeit vertrieben. Aber davon war keine Rede. Er musste bis zum Abendbrot arbeiten und dann war er sehr müde und die Augen fielen ihm zu. So ging es Tag für Tag. Christoph war noch so jung, aber er war eben der Sohn eines armen Webers und das Sorgen um das tägliche Brot hat er sehr früh lernen müssen. Dennoch war er nicht traurig oder niedergeschlagen, denn Gott hatte ihm ein fröhliches Herz geschenkt, einen hellen Verstand und auch dann guten Mut, wenn die tägliche Arbeit hart und die Stückchen Brot klein waren. Einen Tag im Jahr durfte Christoph mit den anderen Jungen fröhlich sein, das war zur Frühlingszeit, wenn der Lehrer sagte: „Kinder, morgen gehen wir spazieren. Versammelt euch früh um 8 Uhr unter der Linde.“ Und dieser schöne Tag sollte morgen sein. Die Schüler jubelten und stürmten nach Hause, um diese frohe Neuigkeit den Eltern mitzuteilen, damit die nötigen Vorbereitungen getroffen werden konnten. Das war am meisten bei unserem Christoph nötig. Die Mutter untersuchte seine ärmliche Kleidung, sortierte aus, was zerrissen war, und

legte ein frisches Hemd zurecht. „Dies wäre nun in Ordnung, nur mit den Schuhen sieht es nicht gut aus. Du weißt ja, wir hatten bisher kein Geld, um sie flicken zu lassen. Es ist warmes Wetter, du gehst eben barfuß. Es werden noch mehr dabei sein, die keine Schuhe haben.“ Das war eine bittere Aussage. Schweigend und mit sehr traurigem Gesicht stand der Junge da, Barfuß, barfuß, klang es in seinen Ohren. „Mutter“, brach es leise hervor, „hast du denn gar keine Schuhe für mich?“ Die Mutter seufzte tief auf. Ach, alles hätte sie ihm gerne gegeben, aber Schuhe hatte sie nicht. „Begnüge dich, mein lieber Christoph“, sprach sie tröstend, „ich würde dir alles geben, wenn ich nur könnte.“ „Christoph, du kannst gleich das Stück Tuch zum Herrn Bürgermeister tragen!“, rief jetzt der Vater und hatte dabei den stillen Hintergedanken, er würde vielleicht gleich bezahlen und dann könnte vielleicht noch eine Lösung wegen der Schuhe gefunden werden. Christoph brachte Haare, Gesicht und Hände in Ordnung, nahm die Rolle Leinwand und ging los. Es war gegen Abend. Im Haus des Bürgermeisters hatte man viel zu tun. Die Frau des Bürgermeisters war nicht zu Hause. Eine Haushälterin nahm ihm das Tuch ab, fragte nach dem Preis und legte es in die Stube. Einige Augenblicke stand er noch zögernd da, in der Hoffnung, sie würde mit dem Geld herauskommen – sie kam aber nicht. Gerade wollte Christoph weggehen, da sah er auf dem Vorplatz eine ganze Reihe Schuhe und Stiefel stehen, immer ein Paar ein wenig größer als die anderen, denn der Bürgermeister hatte viele Kinder. Da standen sie glänzend geputzt, ganz schön und lächelten ihm so verführerisch ins Herz hinein. ‚Ihr glücklichen Menschen, dachte er, ihr habt Schuhe! Hätte ich doch auch ein Paar.‘ Er betrachtete sie alle, eins nach dem anderen. ‚Diese Stiefel da, sie würden mir passen, was wenn ich sie nehme? Nein, stehlen will ich sie nicht, bestimmt nicht, nur leihen, dann bring ich sie wieder!‘ So arbeitete es in seiner Seele, er hörte auch leise eine ernste Stimme, die heilige Gottesstimme, welche sprach: ‚Tu es nicht!‘ Aber Christoph antwortete ihr: ‚Ich will ja ganz gewiss nicht stehlen, für einen einzigen Tag will ich sie nur ausleihen, dann stelle ich sie wieder hin.‘ Ach, der Verführer lockte und schmeichelte und zog so mächtig, bis Christoph die Hand ausstreckte, im Nu die geliebten Stiefel ergriff und im Halbdunkel der Dämmerung verschwand. Da rannte er nach Hause, der arme Junge. Die Stiefel hielt er unter der Jacke verborgen. Seine Eltern durften davon ja nichts wissen. Er legte die Stiefel in den Stall, versteckte sie unter dem Stroh. Er sagte den Eltern nur kurz ‚gute Nacht‘ und ging schlafen. Aber er konnte lange nicht einschlafen. Ach, die Stiefel! Die Stiefel! Endlich schlief er doch ein. Sehr früh wurde er wach,

aber nicht fröhlich wie sonst; es war ihm bange zumute. Er zog sich an, aß mit den Eltern die Morgensuppe, sagte „Danke“ und ging zur Hintertür hinaus, den Feldweg entlang, wo die Eltern ihn nicht sehen konnten. Er gelangte zum Lindenbaum, wo sie sich treffen wollten. Sobald wieder ein neuer Junge angesprungen kam, sah Christoph ihm auf die Füße, was für Schuhe er trug. Manche hatten ganze Schuhe an, manche zerrissene, manche waren barfuß; der Einzige, der Stiefel trug, war Christoph. Heiß stieg es ihm bis in die Stirn, wenn ein Junge ihm auf die Füße sah. Jeden Augenblick fürchtete er die Frage: ‚Wo hast du diese schönen Stiefel denn her?‘ Niemand fragte ihn, aber er machte sich doch große Sorgen. Die anderen sangen Lieder, schnitzten Pfeifen, kletterten auf Bäume, sammelten Schlehenblüten und Schlüsselblumen. Aber unser Christoph konnte sich nicht freuen. Zentnerschwer lag es ihm auf der Seele und er war froh, als dieser Tag – der einzige Freudentag im Jahr – vorüber war und jeder nach Hause lief. Hinter einem Busch zog er eilig die Stiefel aus. „Es ist am besten,“ sprach er zu sich selbst, „wenn ich mir diese elenden Plagegeister schnell vom Hals schaffe. Beim Bürgermeister ist die Hintertür auf, es wird mir schon gelingen, sie unbemerkt hineinzubringen.“ Christoph nahm sein Taschentuch und wischte eifrig die Stiefel ab. „Aber, was ist das?“, rief er entsetzt, „um Gottes willen, das ist ein Riss, ein Loch, durch das mein Finger durchgeht! Das hat ein spitzer Stein getan, ach, was mache ich nur?!“ Tief erschrocken stand er einige Augenblicke still, dann packte er die Stiefel, lief zum Mühlbach und warf sie hinein. In wenigen Augenblicken waren sie verschwunden, denn das Wasser brauste reißend abwärts. Jetzt schlich der Junge nach Hause, still und traurig. Er konnte nicht viel erzählen. Der Kummer schnürte ihm die Seele zu. Es war die schwerste Nacht seines Lebens, die nun folgte. Sein Vater hatte ihm den tiefsten Abscheu eingeprägt vor Lügen und Diebstahl, beides lastete nun auf seiner Seele. Er konnte seinen Eltern nicht in die Augen sehen. Ohne es zu wollen, war er zu einem Dieb geworden. Lange konnte er nicht einschlafen und als er endlich einschlummerte, sah er im Traum die schrecklichen Stiefel: sie standen vor ihm und wuchsen von Minute zu Minute zu Riesengestalten, die auf ihn einstürzten, um ihm die Kehle zuzudrücken. Schweißnass erwachte er. Da die Strenge der Weberleute bekannt war, fiel es niemandem ein, den Jungen zu verdächtigen, als die Stiefel fehlten. Einige Jahre waren vergangen. Christoph wurde größer. Nun stand er vor der Frage, was er werden sollte. Was anderes als ein Weber? Es war eigentlich selbstverständlich, dass er den Beruf seines Vaters erlernte, denn so war es zu dieser Zeit üblich. Dennoch hielt es sein Vater

für nötig, ihm abends mitzuteilen, dass er vom nächsten Tag an sein Auszubildender sei und weiterhin fleißig sein sollte. Er sollte bald ein tüchtiger und selbstständiger Weber werden, da der Vater bereits die Beschwerden des Alters hatte und nicht mehr lange arbeiten konnte. Christoph stand schweigend vor seinem Vater, die Augen nach unten gerichtet. Sein Gesicht wurde rot. „Vater“, sprach er jetzt, während er den Blick erhob und mit dem Ernst eines Mannes aufschaute, „ich kann kein Weber werden. Ich werde Schuhmacher.“ Der alte Mann sah seinen Sohn sprachlos und staunend an. „Was!?!“, rief er aufgeregt, „dein Vater ist ein Weber, dein Großvater und Urgroßvater waren ehrenhafte Webermeister und du willst Schuhmacher werden? Das kann doch nicht sein.“ „Ich werde Schumacher, Vater, und ich bitte um deine Einwilligung“, sagte Christoph. Der Vater schüttelte das graue Haupt und die Sache war ihm sehr unverständlich. Er hätte vielleicht fester auf seine Meinung bestanden, aber Christoph war in den letzten Jahren so ein fleißiger und untadeliger Junge gewesen, dass der Vater ihm nicht nur vertraute, sondern ihn auch achtete. Es blieb also dabei. Am darauffolgenden Tag wanderte Christoph in der frühen Morgenstunde zum ersten Schuhmachermeister des Ortes und wurde sogleich als Lehrling angenommen. Da saß er nun, hatte eine lederne Schürze an und hantierte mit Draht und Nägeln, stach Leder und Holz. Es war ihm eine ungewohnte unliebsame Arbeit. Wie fein säuberlich erschien ihm die Weberei, wie melodisch klang ihm in der Erinnerung das Rauschen des Schiffchens im Vergleich zum Hämmern der Schuhmacherei. Aber er wollte Schuhmacher sein, er wollte es mit der ganzen Kraft seiner Seele und durfte erfahren: „Gott ist es, der in euch sowohl das Wollen als auch das Vollbringen wirkt nach seinem Wohlgefallen“ (Philipper 2,13). Christoph durfte die Ausbildung bald beenden, früher als jeder vor ihm. Er wurde ein Geselle und zwar mit Glanz und Ehre. Sein Gesellenstück war ein prachtvolles, mit aller Sorgfalt und nach neuestem Stil angefertigtes Paar Stiefel. Es war an einem Montagmorgen, als Christoph im Sonntagsanzug, sein Gesellenstück in der Hand, zum Haus des Bürgermeisters ging. Die Bauern, welche eben auf das Feld fuhren, blickten ihm nach: „Wahrlich, ein schöner Junge, ein stattlicher Bursche. Er ist der Schönste im Ort und der Bravste“, sagten sie. Nun stand er dem Bürgermeister beherzt und doch bescheiden gegenüber, die Lippen waren ganz blass geworden. Beim Eintreten kämpfte er sich die innere Bewegung nieder. „Herr Bürgermeister“, sprach er mit ernstem Blick, „ich wollte Sie um die Gunst bitten, mein Gesellenstück von mir anzunehmen als Ersatz für die Stiefel, die ich einst aus ihrem Haus genommen habe.“ Die

letzten Worte hatte er leiser gesprochen, sie klangen gedämpft, als arbeiteten sie sich aus einer angsterfüllten Seele heraus. Der Bürgermeister war aufgestanden. Erstaunt sah er in das blasse Gesicht des Jungen. „Ich weiß nichts davon, mein Sohn, dass du mir je etwas entwendet hast.“ Nun erzählte Christoph kurz und treu die ganze traurige Geschichte. „Ich bitte Sie noch mal um Verzeihung, Herr Bürgermeister, und um die Gunst, die Stiefel von mir annehmen zu wollen.“ Da reichte ihm der alte Mann die Hand und seine Augen wurden feucht. „Ja, Christoph, ich tue es, wie ich die Stiefel von deiner Hand nehme, so nehme ich den Kummer von deinem Gewissen. Gehe in Frieden und sei getrost.“ Christoph fand einen Freund und Vater im Bürgermeister. Er stand ihm mit Rat und Tat zur Seite, so dass er ein selbstständiges Geschäft anfangen konnte, ließ ihm Geld für Anschaffungen und empfahl ihn überall. Sein Vater, der alte Weber, wurde kränklich, so dass er nicht mehr weben konnte. Wie war er doch glücklich, als der junge, geschickte Sohn im Weberstübchen seine Schuhmacherwerkstatt einrichtete und so tapfer arbeitete, dass er dem Vater und der Mutter einen sorglosen und behaglichen Lebensabend bereiten konnte.

Fragen:

1. Was musste Christoph tun, während die anderen Kinder draußen spielten?
2. Was geschah, als er beim Bürgermeister die Reihe Schuhe sah?
3. Was tat er, als er Geselle wurde?



6. Juli

Denn wo die Bereitwilligkeit vorhanden ist, da ist einer wohlgefällig.

2. Korinther 8,12a

Ein guter Tausch

„Das ist eine entsetzliche Arbeit“, stöhnte Heinrich, als er den Holzkorb mit den Stücken Kiefernholz füllte, das sein Bruder soeben gespalten hatte. „Die Hausarbeit nimmt zu viel Zeit in Anspruch.“

„Das ist nicht halb so schlimm, als wenn man auf ein kleines Kind aufpassen muss“, brummte Fritz. „Komm, Nelli, lass uns etwas ausruhen. Ich bin so müde vom Hinter-dir-herlaufen.“

„Wenn ich weiter nichts zu tun hätte, als ein kleines Kind zu beaufsichtigen, würde ich zufrieden sein“, sagte Heinrich.

„Wenn ich nichts weiter zu tun hätte, als ein paar Körbe Holz aufzulesen, würde ich mich auch nicht beklagen“, antwortete Fritz.

„Lass uns tauschen“, schlug Heinrich vor, und in weniger als zwei Minuten spielte er mit Nelli, während Fritz mit dem Holzkorb zum Haus eilte. „Wir haben getauscht“, erklärte Fritz seiner Mutter, die gerade für einige Minuten bei ihrer Nachbarin in der Küche war, da sie glaubte, Fritz vernachlässige das Kind. „Heinrich dachte, es würde leicht sein, auf Nelli aufzupassen, und ich wünschte weiter nichts, als mich mit seinen Hausarbeiten zu plagen.“

„Habt ihr auch eure Namen vertauscht?“, fragte Frau König, und nickte Frau Braun unauffällig zu. „Dann bist du also jetzt Heinrich?“

„Das würde mir gar nichts ausmachen“, sagte Fritz. „Ich trage viel lieber Holzkörbe als auf Nelli aufzupassen.“

„Gut“, sagte Frau Braun, „wenn es Frau König recht ist, so habe ich auch nichts einzuwenden.“

„Von mir aus“, sagte Frau König.

„In der Tat, mein neuer Sohn schlägt die Türen nicht zu und beschmutzt den Fußboden nicht wie sein Vorgänger. Mich wundert es, warum wir nicht schon lange auf diesen Gedanken gekommen sind. Nun kannst du den vorderen Gang fegen“, fuhr sie fort, als Frau Braun wieder gegangen war. „Es gibt bis zum Mittagessen noch eine Menge Hausarbeit zu tun.“

„Bring das Kind jetzt herein“, rief Frau Braun vor dem Mittagessen, und Heinrich war froh, Nelli los zu sein. Zuerst hatte er geglaubt, es würde großen Spaß machen, hinter ihr herzulaufen und mit ihrem kleinen weichen Ball zu spielen. Doch nach kurzer Zeit wünschte er sich, zu Hause den Weg vor der Tür fegen zu dürfen. Er wunderte sich, dass Fritz das große Stück Butterbrot mit Honig bekam, das seine Mutter immer für ihn bereit hatte, wenn die Wege gut gekehrt waren. Jetzt tat es ihm leid, dass er den Wunsch gehabt hatte, zu tauschen.

„Ich möchte einmal nach Hause, um Nelli zu sehen“, bat Fritz nach dem Mittagessen.

„Ich kann dich jetzt nicht gut entbehren“, antwortete Frau König. „Fülle doch bitte die Schalen unter den Blumentöpfen mit Wasser.“

„Möchtest du nicht wieder tauschen?“, rief da eine Stimme an der Tür.
„Fritz, ich kann deine Arbeit nicht ausstehen.“

„Sie ist halb so schwer wie deine“, meinte Fritz und griff nach seinem alten Strohhut. „Ich möchte lieber jeden Tag auf Nelli aufpassen, als die alten Holzkörbe schleppen. Meinst du, dass unsere Mütter etwas dagegen hätten?“

„O nein, sie werden ebenso zufrieden sein wie wir“, sagte Heinrich und nahm seine Gießkanne in die Hand. „Deine Mutter sagte zu mir, ich soll dir ausrichten, dass du gleich nach Hause kommen sollst. Nelli verlangt nach dir.“

Beide Mütter sagen, dass es ein sehr guter Tausch gewesen sei, den sie gemacht hätten, denn seit jener Zeit haben die beiden Jungen sich nie mehr über ihre Pflichten beklagt.

Fragen:

1. Warum stöhnen Fritz und Heinrich so?
2. Gehen ihre Mütter auf ihren Vorschlag ein?
3. Was war das Ergebnis dieses Tauschs?



7. Juli

Es sei aber eure Rede: Ja, ja! Nein, nein!
Was darüber ist, das ist vom Bösen. Matthäus 5,37

Ein heilsamer Traum, Teil 1

„Also, du bist gestern mit deiner Mutter unterwegs gewesen, um eine neue Wohnung zu suchen?“, sprach Kurt Heidmann seinen jüngeren Spielkameraden Hans Berger an, als er ihn eines Morgens auf dem Weg zur Schule traf. „Hat deine Mutter etwas gefunden, was ihr gefiel?“

„O nein“, erwiderte Hans, erfreut, Gesellschaft zu haben. „Wir besichtigten zwei Wohnungen, aber beide waren nichts für uns. Es waren so komische Wohnungen, wie ich sie noch nie in meinem Leben gesehen habe. Zu der einen musste man eine ganz steile, winkelige Treppe hinaufklettern, die kaum Hühner hinaufgekommen wären.“

„Wie ist deine Mutter denn hinaufgekommen?“, fragte Kurt verwundert.

„Oh, es war ein Klettern und Schieben und Ziehen. Ich zog Mutter mit beiden Händen hinauf.“ Dabei machte er die Bewegung vor. „Mutter seufzte und stöhnte und wenn sie eine Stufe geschafft hatte, rutschte sie drei zurück. Aber endlich kamen wir doch oben an.“

Kurt fing richtig an zu lachen, was Hans durch seine Übertreibung auch erreichen wollte.

„Die Kämmerchen waren so klein, dass kaum Puppen darin hätten aufrecht gehen können. Und das Dach war löchrig wie ein Sieb“, lautete die aufgebauschte Beschreibung der Dachwohnung weiter.

„Du meine Güte!“, rief Kurt belustigt.

„Der ausgetretene Fußboden quietschte, als ob lauter Nester mit jungen Mäusen darunter wären. Und der Ofen sah aus wie eine zerschossene Kanone“, fuhr Hans immer lebhafter werdend fort.

„Erzähl nur weiter, die Bude muss ja zu spaßig ausgesehen haben.“ Kurt, der an solchen Vergleichen Gefallen fand, konnte nicht genug davon hören.

„Die ganze Wohnung war nicht viel größer als ein Taubenschlag“, schloss Hans seine Beschreibung ab.

„Ach“, lachte Kurt, „das ist selbstverständlich, dass so eine Wohnung deiner Mutter nicht gefallen konnte. Ich hoffe, die zweite war besser, denn deine Mutter will doch bestimmt gern in ein nettes Haus ziehen, damit sich der Vater wohl fühlt, wenn er von der See zurückkehrt. So hat deine Mutter es mir jedenfalls erzählt.“

„Die andere Wohnung war in einem vornehmen, eleganten Haus. In einem Palast kann es auch nicht schöner aussehen.“ Hans hütete sich aber, in seiner großspurigen Beschreibung zu weit zu gehen, denn Kurt war aus besserem Hause und hätte sich da vielleicht nichts vormachen lassen.

„Auch die gefiel euch nicht?“, fragte dieser erstaunt.

„Meine Mutter fand sie zu modern“, schloss Hans seine Erzählung schnell ab. Er wusste ganz genau, dass die Miete zu hoch war, aber in seinem dummen Stolz konnte er dies ja nicht zugeben. Die Jungen trennten sich jetzt. Hans ging in die Schule. Kurts Eltern konnten sich für ihren Sohn einen Hauslehrer leisten.

In der Schule war Hans sehr unaufmerksam. Er hatte sich in der Tasche Nüsse mitgebracht. Bei der ersten Gelegenheit, als der Lehrer ihm den Rücken zukehrte, zog er eine heraus und zerknackte sie mit den Zähnen. Die Kameraden lachten und flüsterten, streckten sogar ihre Hände aus, um die Nüsse, die Hans ihnen zuwarf, aufzufangen. Als der Lehrer den Lärm bemerkte, wandte er sich geschwind um. Hans hatte jedoch noch im selben

Augenblick seine Nüsse verstecken können und saß andächtig da, als ob nichts vorgefallen wäre.

„Was hast du eben gemacht?“, schrie ihn der Lehrer wütend an und griff zum Stock.

„Nichts, Herr Lehrer, ich passe auf“, war die feige Antwort. Das sagte er auch noch in so einem Ton, als ob er entrüstet darüber sei, dass ihn der Lehrer in Verdacht haben könnte.

Frau Berger war eine fromme Frau, die sich bemühte, nur die Wahrheit zu sprechen. Sie hatte ihren Sohn auch oft vor seiner Lieblingssünde, dem Lügen durch Übertreibungen und Entstellungen, gewarnt. Sein Vater, der sich gerade auf einer weiten Seereise befand, war in seinen Worten und Handlungen offen und ehrlich. Hans hatte keine Entschuldigung, dass er die Gefahr nicht kannte, die darin lag, von der Wahrheit abzuweichen. Aber er hielt es nicht für nötig, es mit seinen Worten genau zu nehmen. Er meinte, es wäre nicht gefährlich, wenn er einmal ein wenig übertrieb, etwas ausließ oder eine Aussage verdrehte. Wenn seine Erzählungen sich nur immer spaßig anhörten und die anderen zum Lachen brachten, dann war er schon zufrieden.

Nach der Stunde liefen die Jungen auf den Schulhof, wo sich Hans mit einem anderen über ein Spiel stritt. Es kam nicht so weit, dass sie sich schlugen. Aber sie gaben sich böse Namen, die man gar nicht aufschreiben kann. Hans machte sich keine Gedanken über die schlechten Worte, die er gebraucht hatte. Wohl wusste er, dass er sie in Mutters Gegenwart nie hätte aussprechen dürfen. Aber wer stellte ihn hier deswegen zur Rede? Sein Gewissen hatte er längst schon so beschwichtigt, dass es sich nicht mehr zu melden schien.

Hans musste etwa eine halbe Stunde von der Schule nach Hause gehen. Der Nachmittag war schwül und Hans war noch müde von den Wohnungsbesichtigungen am Vortag. Was konnte da angenehmer sein als ein kurzes Schläfchen auf der frischen Wiese, an der er eben vorbeikam? Gedacht – getan! Er warf seine Bücher ins Gras, streckte sich daneben aus, und bald darauf war er eingeschlummert.

Fragen:

1. Warum hatte Hans die Gewohnheit zu übertreiben?
2. Was sagte seine Mutter dazu?
3. Wie reagierte Hans auf die Ermahnungen der Mutter?



Ich sage euch aber, dass die Menschen am Tag des Gerichts
Rechenschaft geben müssen von jedem unnützen Wort,
das sie geredet haben. Matthäus 12,36

Ein heilsamer Traum, Teil 2

„Ist das nicht Hans Berger, der da schläft?“, rief Kurt Heidmann, der gerade mit seinem Freund den Weg entlang kam. „Emil, zu dem muss ich rübergehen. Der kann Späße machen wie kaum ein anderer. Er ist ein witziger Junge. Man muss immer lachen, wenn man mit ihm zusammen ist.“

Die beiden Weggefährten trennten sich. Kurt hatte nur aus Vergnügen seinen Freund ein Stück begleitet. Er näherte sich dem Schlafenden in der Absicht, ihn etwas zu necken. Aber er vergaß ganz, was er vorhatte, als er Hans im Schlaf murmeln hörte. Er beugte sich zu ihm, um die Worte besser verstehen zu können. Da vernahm er ganz deutlich: „Ich kann – ich kann es nicht ausradieren!“ Einige Minuten später fuhr Hans erschrocken aus dem Schlaf auf. Er sah verstört aus und hatte Furchen auf der Stirn. Er fuhr mit der Hand durch die Haare, schlug die Augen auf und erblickte zu seinem Erstaunen seinen Freund neben sich.

„Kurt, wie kommst du denn hierher?“, rief er aus, während er aufsprang.

„Ich kam mit Emil vorbei und bemerkte dich vom Weg aus. Es würde mir Spaß machen, wenn wir noch ein bisschen zusammengehen und du mir von euren gestrigen Wohnungsbesichtigungen weitererzählst.“ Hans machte nicht den geringsten Anschein, dass er die Lust dazu hätte. „Warum bist du auf einmal so still und zurückhaltend? Du schläfst wohl noch halb?“ Kurt fand das Verhalten von Hans merkwürdig.

„Ich habe geträumt“, erwiderte Hans nur und rieb sich die Augen.

„Du hast bestimmt etwas Witziges geträumt“, bedrängte ihn Kurt. „Was anderes kann doch so einen lieben Spaßvogel wie dich gar nicht beschäftigen. Sag, was konntest du nicht ausradieren? Erzähle mir deinen Traum.“

Nun zu hören, dass er in seinem Traum gesprochen hatte und dabei belauscht worden war, nahm Hans noch mehr den Mut, etwas zu erzählen. „Ich glaube, ich habe dir oft wunderbare Dinge erzählt, die ich geträumt hatte, die aber gar nicht stimmten“, erwiderte er seufzend. Diese wenigen Worte schienen ihm schon zu viel zu sein.